

REZENSIONEN

Moll (Jesus war kein Vegetarier, 2011); Schwanitz (Campus, 1995); Zitelmann (Th. Mützer 1989/99)

[veröffentlicht bei Amazon]

- **Sebastian Moll: Jesus war kein Vegetarier, Berlin 2011**

Kritik der ekd Bibelhermeneutik - jedoch ohne Alternativen aufzuzeigen,
9. August 2012

Jesus war kein Vegetarier (Gebundene Ausgabe)

Sebastian Molls Büchlein wirkt provozierend. Ein wissenschaftlicher Essay ist es nicht - und konstruktive Kirchenkritik sieht wohl auch anders aus. Vielleicht gehört es in den Umkreis provozierender Erweckungsliteratur. Es zielt darauf ab, die Bibel nicht propagandistisch zu gebrauchen. Ihr objektiver Sinn steht für Moll fest. Die hermeneutische Frage wird zugunsten der Objektivität des unmittelbaren Schriftsinns ausgeklammert. Dessen ungeachtet bleiben die Anfragen bedenkenswert.

Allerdings ist der Einstieg problematisch (7ff "Warum dieses Buch?"). Das berechtigte Anliegen der Kirche, ihre essentielle Einheit ökumenisch einzuholen, wird tendenziös als Verwischung konfessioneller Differenzen im Interesse "ökumenischen Frieden[s]" dargestellt. Das ist etwas oberflächlich, ohne dass es Moll darum geht, die Ökumene insgesamt zu denunzieren. Daß es dem (guten) Journalismus im Unterschied zur Propaganda nur um die "Verbreitung von Informationen" zu tun sei (8), ist etwas blauäugig. Weder gibt es diese Informationen in interessefreier Objektivität, noch hat der Journalismus ein rein informatives Interesse.

Moll nimmt für seine Kritik die EKD ins Blickfeld. Dass es interessegeleiteten Schriftgebrauch auch jenseits ihrer Grenzen geben mag, bleibt offen, wird aber nicht ausgeschlossen. Moll ist evangelischer Kirchenhistoriker, er sucht den Balken im Auge der eigenen Kirche. Zudem hat die evang. Kirche ungebrochen den Anspruch, Kirche der Schrift und des Wortes zu sein - sola scriptura - gegen alle Selbstmächtigkeit religiöser Gestaltung und Autorisierung. Somit hat er mit seinem jugendlich-spitzbübischen Elan an der richtigen Tür geklopft (nur, wenn ein bißchen zu fest, mag sie womöglich gar nicht mehr aufgehen...).

Moll geht es darum, die "Aussagen der Schrift ... so objektiv wie möglich" herauszustellen (12). Darin liegt zwar kein hermeneutischer, jedoch ein wissenschaftlicher Anspruch. Daß es so etwas gibt wie eine propagandistische Umformung und Verkehrung biblischer Aussagen, wird man mit Moll festhalten können. Die Geschichte der Leben-Jesu-Forschung (vgl. A. Schweitzer; R. Heiligenthal u.a.) gehört größtenteils hierher. Der Zeitgeist formt unser Jesusbild und überhaupt die Art, wie wir der Sperrigkeit der Bibel zu entfliehen suchen - im Interesse einer "Horizontverschmelzung" (H.-G. Gadamer, 1960). Moll ist nicht der erste, der die total verunglückte "Bibel in gerechter Sprache" aufs Korn nimmt (vgl. Jens Schröter, U. Wilckens u.v.a.). Nicht nur unter den Bedingungen des totalitären Staates, sondern auch einer sich in ihrer Freiheit mißverstehenden Kirche liberaler Prägung gibt es eine propagandistische Verstellung der Wahrheit - in treuem Gehorsam gegenüber der political correctness. Moll hat mit seiner Kritik

Recht. Propagandistische Verfälschung ist hier zum Prinzip und zur Devise geworden, statt nur zu "unterlaufen". Während der Hl. Geist weiblich ist, ist das Böse (Satan) nur männlich. Zentrale Gehalte wie die Rechtfertigungslehre (Röm 3) werden durch fehlerhafte Übersetzung unkenntlich gemacht, ebenso wie das Verbot des Ehebruchs, das bagatellisiert und entstellt wird: "Verletze keine Lebenspartnerschaft!"(99)(Ein Bund auf Lebenszeit ist eben etwas anderes als eine Partnerschaft, die durchaus zeitlich befristet, mit mehreren oder nacheinander wechselnden Partnern möglich ist).

Im Blick auf die Auseinandersetzung mit der Homosexualität differenziert Moll allerdings kaum und behandelt praktisch nur Lev 18,22 (61ff). Recht gut ist seine These, dass die Fokussierung der Sünde auf das Phänomen der Homosexualität den Kern der biblischen Kritik verfehlt, sofern die heterosexuelle Praxis damit per se abgesegnet sein soll (74f). Aber im Kapitel Sexualität geht es Moll doch zu sehr nur um Sünde bzw. den sündhaften Mißbrauch, ohne den positiven Impetus von Sexualität - im Sinn einer Bejahung von Eros und Leiblichkeit - in den Blick zu nehmen. Das wirkt zu negativ.

Im Blick auf die Frauenordination ist es nicht Molls Ansinnen, sie abzulehnen, jedoch aufzuzeigen, daß sie keineswegs biblisch begründbar ist. Hier geht es darum, deutlich zu machen, daß eine Kirche des Wortes und der Schrift nicht behaupten kann, die Frauenordination sei Teil der evang. Lehre. Luther hat sie dezidiert abgelehnt (44). Auch wo sie rechtlich verbindlich eingeführt wird, kann sie niemals zum unverbrüchlichen Teil kirchlicher Lehre (!) gehören. Hier der EKD (1992) einen schwerwiegenden Irrtum vorzuwerfen, geht also zweifellos in Ordnung. Auch Molls Plädoyer für Gewissensschutz ist zu begrüßen. Es geht nicht an, die Gegner der Frauenordination "gleichsam als Ketzer zu brandmarken" (56). Allerdings gibt es bestehendes Kirchenrecht, das dem einzelnen Pfarrer zumutet, auch Pfarrerinnen und Bischöfinnen neben oder über sich zu dulden. Dienst hat es stets und vor allem mit Zumutungen zu tun, auch innerhalb der Kirche. Moll unterscheidet zu wenig Recht und Lehre. Im Blick auf 1 Kor 14,34f und 1 Tim 2 (52f bzw. 49ff) rekapituliert er neutestamentliche Spitzenaussagen zum Ausschluß der Frau vom Predigtamt. Zu flott wird allerdings Gal 3,27f abgefertigt. Wenn der erhöhte Christus weder durch seine Männlichkeit noch durch sein Mannsein charakterisiert ist, kann die ihn repräsentierende Amtsperson (vgl. Lk 10,16) sowohl Mann als auch Frau sein (wobei der Mann nicht sein Mannsein und die Frau nicht ihr Frausein herausstellen wird): alle sind einer in Christus (Gal 3,28). Die strikte Betonung des Mannseins Jesu und der zwölf Apostel ist auch eine Form des Sexismus (wie er den Feminismus in anderer Zeichnung ebenso prägt), die im Blick auf die Frage nicht weiterhilft. Insofern läßt der erratische Block objektiver biblischer Wahrheit, wie ihn Moll präsentiert, den Leser etwas ratlos zurück. Richtig ist allerdings, daß Mann und Frau gleiche Würde vor Gott haben (50f) - und dies ganz unabhängig von der Frage des kirchlichen Amtes (über das hinaus Höheres gedacht werden kann, was nun - mit Maria - nach orthodoxer Auffassung tatsächlich einer Frau zukam).

Das Kapitel über Tierethik (21ff) ist lustig - und, weil differenziert, das vielleicht stärkste des Buches. Im Blick auf unser Verhältnis zu Tieren ist es ja schön, daß sich die Frage heute weniger stellt, wer uns frißt, als vielmehr: was essen wir. Die gutgemeinte Tendenz sich ganz nach außen verletzungsfrei zu ernähren, wird bei Moll (im Anschluß an Th. Bäuerlein, 31) nachhaltig destruiert. Es ist die Zerstörung der wunderbaren Illusion, schuldfrei und schadlos naturineins leben zu

können. Moll wendet sich gegen eine "sentimentale Romantisierung der Tiere" (39). Die Öko-Freaks werden in ihrem Bewußtsein, als Vegetarier einfach (zwar nicht "von Natur aus", aber doch durch ihre verdienstliche Haltung gegenüber der Kreatur) die besseren Menschen zu sein, auf den Boden unserer Erde zurückgeholt. Moll sieht das Bebauen und Bewahren der Schöpfung (Gen 2,15) im Einklang mit dem Befehl Gottes an Noah: "Alles, was sich regt und lebt, das sei eure Speise." (Gen 9,3) Moll bejaht den "Respekt vor der Natur" (40), sieht ihn aber nicht in einer Glorifizierung einer per se unantastbaren Natur verwirklicht. Ein überzeugendes Kapitel. (Aus der Sicht der Öko-Freaks muß man aber hinzufügen: Nur gut, daß Tiere nicht lesen können.)

Zum Judentum: Hier orientiert sich Moll stark an Justin, läßt z.B. Irenäus und Augustin weg. Justins Konzept, daß das NT das AT aufhebe, wird von Moll ausführlich dargestellt (81ff). Dabei geht er davon aus, dass das AT als genuin jüdische Schrift ex post christianisiert wurde und zwar "in Ermangelung einer Alternative" (78). Aber vielleicht ist die Idee, das AT sei von Haus aus eine exklusiv jüdische Schrift, auch Propaganda? Dann aber doch eine zweckdienliche im Sinn des jüdisch-christlichen Dialogs. Hilfreicher ist demgegenüber Molls Interpretation von Röm 9-11 - entgegen aller political correctness (88ff). Von daher ist eine theologische Infragestellung der Judenmission von Grund auf schwierig, so sehr der Verzicht auf sie durch historische Empfindsamkeiten voll abgedeckt sein mag. Rö 9-11 wird von Moll als ein sperriger Text wiederentdeckt, der der Absicht, die Überlegenheit und Vorrangstellung des Judentums aufzuzeigen, schnurstracks zuwiderläuft, wenn man Rö 9-11 nicht propagandistisch mit den Augen einer ganz bestimmten Israeltheologie dekonstruiert.

Bei der Frage nach der Rolle der Theologie (als Wissenschaft) fragt nun Moll leider nicht, wie durch Anleitung zum kritischen Selberdenken die Theologie ein Korrektiv zu den interessegeleiteten Uminterpretationen von Schrift und Bekenntnis vermitteln kann, wie also der kritische Geist der Theologie zu einer ecclesia semper reformanda seinen Beitrag leistet. Vielmehr stellt er rein negativ die Frage, welchen Beitrag die Theologie zu dieser Fehlentwicklung geleistet hat. Den mag es wohl geben, doch hat die Theologie ein ungeheures Potential, auch gegenüber selbstgefälligen kirchlichen Leitungsorganen und Gremien ihren theologischen Sachverstand einzubringen, den man mitunter äußerst sparsam eingesetzt hat.

Insofern enttäuscht das letzte Kapitel (Ist die Theologie an allem schuld? 101ff), indem es die Theologie als die Instanz darstellt, die in den Tunnel geistlicher Irrungen und Wirrungen hineinführt, statt in ihr das Potential aufzuzeigen, durch das sie aus ihm herausführen kann. Die Theologie kann wohl zur Zerstörung des Glaubensfundaments beitragen, aber auch zu kritischem Sachverstand, der in interessegeleiteten kirchlichen Gremien naturgemäß nicht so unbefangen am Werk ist, wie man sich das wünschen könnte.

Moll gibt der historischen Kritik ihr Recht, betont aber, dass sich "biblische Exegese" in ihr nicht "erschöpfen" darf (109). Dies ist zweifellos richtig, leitet jedoch über zur Frage der Hermeneutik (der Kunst des Verstehens Geschichte gewordener sprachlicher Ausdrücke im Horizont gegenwärtigen Sichverstehens), die Moll in seinem Essay nicht wirklich angeht.

Das wäre aus seiner Sicht vermutlich ein anderes, eigenes Buch. Mit dem vorliegenden soll und muß sich der Leser begnügen, auch wenn es bewußt mehr

Fragen stellt als Antworten gibt. Jesus war kein Arier und kein Vegetarier, zudem kein Feminist und noch dazu kein Facebook-user (also auch in dieser Hinsicht ein looser). Die Frage "Cur deus homo" (Warum wurde Gott überhaupt Mensch?) verschärft sich. Wenn man (als Gott) der Propaganda definitiv entkommen will, darf man alles machen, nur nicht Mensch werden.

b) Dietrich Schwanitz: Der Campus (1995; Goldmann-Tb. 1996)

Wirklich interessant wird es dann, wenn eine satirische Karikatur sich so mit der Wirklichkeit verbündet, daß die Wirklichkeit selber zur Karikatur wird. Der Hauptdarsteller Hanno Hackmann vertritt einen doppelten Idealismus wissenschaftlicher Redlichkeit und Authentizität: sowohl im Blick auf die Gegenwart, als auch im Blick auf die Vergangenheit. Aber beides sind Konstrukte. Daß er sie nicht infrage stellt, kennzeichnet und ehrt ihn als echten Idealisten. Ob es eine solche politisch unabhängige, integre, allein der reinen Wahrheit verpflichtete Universität je gegeben hat, mag man sich und ihn fragen. Jedenfalls lebt er vom Ideal und durch das Ideal, scheitert auch nicht an ihm, sondern an der Wirklichkeit.

Es wird bei Schwanitz nicht die immanente Korruptheit der Universität aufgezeigt, sondern die politisch verfilzte Wirklichkeit, von der sie nur in Gedanken unabhängig sein kann, nie aber in Wirklichkeit. Daß es nun Hamburg ist, ist reiner Zufall. Daß die Intrige H. Hackmann getroffen hat, ist auch z.T. noch Zufall. Allerdings ist er ein gut geeignetes Objekt, da er (in Forschung und Lehre besser als manch anderer) das Ressentiment der anderen provoziert. Die vielen Mittelmäßigen halten ihn besser aus, wenn er zu Fall gebracht worden ist. Ein kleines Würstchen zu denunzieren, hat keinen großen Späßeffect. Er ist der Richtige, der unbewußt mitspielt, obwohl er nur verlieren kann. Die Versuche, dem Verlust auszuweichen, ihn abzuwenden und schließlich seine Kunst, sich mit ihm zu arrangieren, sind großartig dargestellt. Die Figuren sind überzeichnet, aber auch diese Überzeichnungen versuchen einige immer noch 1:1 einzuholen – unfreiwillige Realsatire.

Die Frauenbeauftragte ist nicht von Natur aus radikal böse, sondern unterliegt ideologischen Zwängen, Vorurteilen und Zielsetzungen. Sie muß (den Mann, nicht primär den Professor) H. Hackmann zu Fall bringen. Der Vorwurf der Vergewaltigung sitzt - er genügt, um H. zu „schlachten“. Die Karrieregeilheit von Präsidenten und Vizepräsidenten schließt es aus, den Machtbereich der Frauenbeauftragten wirksam zu begrenzen. Hackmanns Schicksal vollzieht sich im Raum ideologischer Befangenheit. Die Moderne sucht ihren Ersatz für die mittelalterlichen Hexenprozesse, die wunderschöne Möglichkeit, jenseits und gegen alle Vernunft Menschen zu liquidieren – zumindest für das Ende ihrer beruflichen und familiären Integrität zu sorgen.

Hackmann verweist auf in seiner Institutsrede auf die Eigendynamik des undifferenzierten Verdachts, gegen den die „Beteuerung der eigenen Unschuld aufläuft“ (227). Verdacht und Intrige sind die Mittel, mit denen Menschen fertiggemacht werden können. Das Besondere der Intrige ist, daß sie sich als vornehm gibt und stets edle Motive (z.B. Schutz der vermeintlichen Opfer) aufweisen kann. Damit ist die Kollegialität zerbrochen, die Blicke der

Kollegen verfinstern sich. Im „korrodierenden“ Vorwurf ist das Urteil antizipiert und das Klima für immer vergiftet (deshalb ist es auch gut, daß Schwanitz auf ein happy end für Hackmann verzichtet – etwa im Sinne von Hiob 42,10-17 –, denn Hackmann kann nicht mehr eine Rehabilitierung innerhalb dieser Universität wollen).

„Ut omnes unum sint“ (Joh 17,11; daß alle *eins* seien) lautet das Motto der Mainzer Johannes Gutenberg-Universität. Dieses Einssein verwirklicht sich nicht durch Kumpanei, sondern echte Kollegialität, die den andern im Konfliktfall reintegriert, statt ihn fallenzulassen. Kollegialität unterscheidet sich dabei wesentlich von Kumpanei und Klüngelei (wie in Schwanitz' Hamburger Uni etwa bei den Physikern praktiziert). Anlässlich einer Festrede zur Ehrung des Philosophen und ZDF-Intendanten Karl Holzamer hat dies der Mainzer Universitätspräsident Josef Reiter 2005 sehr eindrucksvoll herausgestellt. Dietrich Schwanitz zeigt auf, dass kollegiale Freundschaft und Verbundenheit sehr schnell endet, wenn es um ideologische Interessen geht, wie sie von der Frauenbeauftragten geschickt und konsequent durchgesetzt werden. Wer wollte ihr daraus einen Vorwurf machen? Sie wird bei Schwanitz nicht als exaltes Ungeheuer oder wilde Bestie hingestellt, sondern sie ist Teil eines politischen Machtspiels. Sie prostituiert sich erfolgreich an ein politisches System, genau wie auch der Präsident und designierte Vizepräsident. Die Pointe liegt bei Schwanitz also nicht darin, die Universität als einen schrecklich korrupten Laden vorzuführen, sondern eine korrupte Landschaft von Parteien, Geldgebern und Journalisten aufzuzeigen, die eine Wirklichkeit erzeugen, der sich auch die Universität effektiv nicht entziehen kann. Das Problem ist somit die Autonomie der Universität (nicht der Wissenschaft als solcher; denn durch innere Immigration des Forschers könnte sie bewahrt werden). Ohne diese Autonomie ist nicht nur die Förderung der guten und besseren Wissenschaftler unmöglich, sondern auch eine echte Kollegialität, die nicht an „korrodierenden“ Macht von Vorwürfen zerbricht. So sehr sich dabei Schwanitz auch bemüht, seine Figuren karikaturenhaft zu überzeichnen, so schwer ist es doch, sie nicht auch in der Wirklichkeit wiederzufinden. Es ist nur für Ahnungslose und Unbedarfte möglich, dieses Buch unbefangen als Roman zu lesen- und nicht zugleich als Dokumentation einer Wirklichkeit, die mitunter eben wirklich so ist (und schlimmer noch: so auch politisch *gewollt* ist).

Das Ende des Buches ist originell und einfallsreich. Während die Universität als Selbstverwirklichungsraum und die Ehe als Lebensgefüge für ihn zerbricht, gewinnt das Verhältnis zur Tochter Sarah mit einem Schlag eine ungleich größere Bedeutung (der stärkste Moment des ganzen Buches!). Ihr Unfall, vom Vater mitverschuldet, weckt den Sinn in Hackmann für das, was eigentlich wichtig ist. Das Wesentliche des eigenen Lebens rückt nahe, während die Frauenbeauftragte, der Disziplinarausschußvorsitzende und auch der Präsident plötzlich depotenziert werden, unwichtige, fast lächerliche Randfiguren, die man keinesfalls so wichtig nehmen darf wie sie sich selber. Hackmann erlebt einen Moment der Befreiung zu sich selbst, Freiheit von falschen Ängsten und Rücksichtnahmen (374). Die Intrige gegen ihn bleibt unaufgearbeitet, die Intrigisten ungestraft (wie im wirklichen Leben?) .Die Tochter Sarah ist es schließlich, die als einzige die Wahrheit erfahren soll. „Und so geschah es.“ (383).

In dem ganzen Spiel gibt es kein happy end, aber bei Hackmann selbst eine nachhaltige

Läuterung der Perspektive auf das Wesentliche – und wissenschaftlich eine „Diogenisierung“ seines Wirkens. Er lebt jetzt in „gepflegter Vernachlässigung“ (378). Hackmann muß nicht, will nicht, kann nicht rehabilitiert werden. Er hat seinen Anteil an seinem Schicksal, kann und muß aber seinerseits auch nicht zur Katharsis der Universität beitragen. Sie müßte ja erst sich selbst rehabilitieren („Selbstreinigung“ 376) oder neu (er)finden können, um es mit ihm zu tun. Dieser „Sprung“ ist ihr inmitten ihrer Wirklichkeit unmöglich; sie bleibt verschlungen in ideologische und politische Interessen und Machtkämpfe. Darin liegt das Tragische: In ihrer Entfremdung vom Kern ihres Wesens und Strebens (Dienst an Wahrheit und Erkenntnis) wird sie nicht die Geister los, von denen und mit denen sie zu leben hat. Es würde jedenfalls nichts helfen, wenn sie im Fall Hackmann „zu Kreuze kriechen“ würde (382) - und ansonsten weitermachen wie bisher. Diese großzügige Geste der „Versöhnung“ möchte Hackmann sich und der Universität ersparen. Die Wunde kann und muß offen bleiben. Dieser Schluß ist gut, weil nicht harmonistisch konstruiert.

Der Roman ist auch in seiner Hauptgestalt glaubhaft. Hackmann bleibt sich stilistisch und positionell weithin treu, wenngleich auch er schon bald zu Taktieren beginnt (darin den intrigistischen Strippenziehern gleich!). Daß er in seiner Abschlußrede vor dem Großen Disziplinausschuß (374ff) ausfallend und polemisch wird (hat er das wirklich noch nötig? Cui bono?), ist ein Stilbruch des Verfassers. Den Präsidenten als „Parasiten“ und den Ausschußvorsitzenden als „intrigantes Schwein“ zu bezeichnen (376), muß nicht sein. Das hat Hanno Hackmann nicht nötig (wenngleich die Adressaten wohl verdient). Hier bricht Hackmann mit sich und seiner neuen, autarken, diogeneshaften Freiheit, die er ja doch wirklich gewonnen hat. Abgesehen von diesem Fauxpas ein wirklich starker Roman.

c) A. Zitelmann „Ich will donnern über sie!“

Die Lebensgeschichte des Thomas Müntzer, Beltz-Tb. 1999 (EA 1989)

Mit viel Sympathie geschriebenes, gut lesbares und fein strukturiertes Büchlein (1989; 1999 als Tb. bei Beltz), das Müntzer als sozialrevolutionären Rebellen darstellt und in die Nähe des theokratischen Islam stellt. Th.M. vertrete im Grunde eine "moslemische Theologie" (104 cf. 117). Jedenfalls lehnt er Luthers Theologie und Zwei-Reiche-Lehre radikal ab, auch mit unmittelbar genommenen AT-Zitaten ("den Gottlosen sollst du töten" 115f). Sein frommer Anarchismus hat einen sozialpolitischen touch. Den apokalyptischen Horizont seines Denkens (der manches verstehen läßt, nichts entschuldigt) hätte man stärker herausarbeiten können (ansatzweise 101f).

Zitelmann macht den mystischen Hintergrund Münsters schön deutlich, der diesen im Gottes- und Christusbild von Luther trennt ("Christus von innen" 105). Auch die katastrophale (ganz unpaulinische) Paulus-Interpretation Münsters wird bei Zitelmann nicht verschwiegen (Rö 13: Man muß der Obrigkeit untertan sein, wenn diese ihrer Pflicht nachkommt, die - in den Augen Müntzers und seiner FreundInnen - Gottlosen zu töten; d.h. der Staat soll nicht die Rechtsordnung wahren und die Bürger schützen, sondern nur die Frommen; 115). Etwas rätselhaft bleibt, wie Zitelmann Münster als "Mann der Mitte" (97) und als

"konservativen Priester" (so auch backcover) hinstellen kann, nachdem er (trotz aller Sympathie und Tendenz) auch die anarchisch-terroristische Seite Müntzers keineswegs verschweigt.

Trotzdem ist Zitelmanns Müntzer-Darstellung sehr informativ und lesenswert. Allerdings kann man die Sympathie für (nicht eine, sondern) diese "Kirche von unten" bald verlieren, wenn hier das Evangelium mit Feuer, Sichel, Schwert und Hammer zum Durchbruch gelangen soll. Gegenüber dem mörderischen "Wahnwitz" Müntzers wirkt Luther wie ein besonnener gentleman der feinsten und sanftesten Art. Seine Idee des allgemeinen Priestertums ist nicht die Müntzers. Allerdings wird Luther bei Zitelmann nicht gerecht dargestellt. Während das Müntzerbild einfach nur etwas verklärt und idealisiert ist, ist das Luthers streckenweise falsch ("biblizistische Glaubensauffassung" 40f, weil er sich gegen wortüberbietendes und -unabhängiges Geistwirken sperrt!).

Die enge Parallelisierung mit Cusanus (47f) ist schwierig. Interessanter ist die Parallele zu Marx (48) und Engels. Sie sieht Zitelmann mit Müntzer durch eine "Theorie der Revolution" verbunden (48).

Trotz vieler offener Fragen ein lesenswertes Büchlein, an dessen Ende eine übersichtliche Zeittafel (171ff) steht.

© Dietz